



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Werminghoff, Albert: Der Imperialismus in Gegenwart und Vergangenheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Imperialismus in Gegenwart und Vergangenheit

Von Professor Dr. Albert Werminghoff



Der große Krieg, in den unser Volk, Europa und die ganze Welt seit mehr denn zwei Jahren sich verstrickt sehen, hat mit der Ausdehnung seiner Schauplätze zu Wasser und zu Lande, mit seinen Einwirkungen auf alle Daseinsbedingungen der Menschheit den Inhalt und die Tragweite eines Wortes zum Bewußtsein gebracht, dessen Gebrauch vordem verhältnismäßig beschränkt geblieben war, Inhalt und Tragweite des Wortes „Imperialismus“. Wir Deutschen haben nun einmal, Gott sei es geklagt, eine merkwürdige Vorliebe für Wortbildungen mit der schönen Endung „ismus“, weil sie im Glanze solchen Schmuckes sofort als Fremdgut, als eingeführte Ware sich zu erkennen geben, weil sie dadurch als von weither gekennzeichnet sind, wofür wir ja nach Bismarcks Bemerkung geradezu schwärmen¹⁾. In der Tat stammt das Wort Imperialismus aus England. Das vereinigte Königreich Großbritannien erschien zu klein und erweckte den Wunsch nach einem „Größeren Britannien“, das dann in einem empire, einem Imperium zusammengefaßt werden sollte²⁾. Imperialismus ist zu deutsch: Weltmachtschwachstumswille, und dieser „hat zur Voraussetzung eine Weltmacht, die beseelt ist von dem Willen, sich auszuwachsen gemäß den Bedürfnissen ihres Volkstums und ihrer Volkswirtschaft³⁾“.

In diesem Sinne aber ist der Imperialismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht das Sondervermögen von England geblieben. Er ist die Triebkraft auch für das Deutsche Reich, für Frankreich, für Italien, für Österreich-Ungarn, für Rußland, für die Vereinigten Staaten von Amerika und für Japan. Jeder dieser Staaten hat das Bedürfnis, seinen Einflußkreis und seine wirtschaftliche Betätigung auszubreiten. Jeder von ihnen umspannt mit seinen Blicken die gesamte Welt; denn sein Bestehen als Weltreich hängt davon ab, daß es von überall her dem eigenen Zentrum neue Mittel der Ernährung und der Produktion zuführe; überall muß es Stützpunkte seiner Macht sich zu schaffen trachten, Landbesitz oder Flottenstationen, Abnahmestätten für seine Industrie oder Plätze für seinen Handel; überall sucht es zinszahlende Schuldner sich zu verpflichten, durch Wort, Bild und Schrift sein Ansehen zu heben und zu mehren, freilich auch oft durch Lüge und Verleumdung dem Nebenbuhler Abbruch zu tun. Schon in den Zeiten des Friedens brandete und wogte der Wettbewerb der einzelnen Imperien unter-, neben- und gegeneinander, nur daß es gelang, durch geschickt beschlagnahmte und abgesteckte

Einflußsphären die natürlichen Reibungen unter jenen Weltreichen zu mildern, die heute miteinander sich verbunden haben, um dem deutschen „Eindringling“ den Garaus zu bereiten. Dem jüngsten, eifrigsten und fleißigsten Weltreich, eben dem deutschen, werden Luft, Licht und Sonne, Atemholen und Entfaltung geneidet. Wir haben keine andere Wahl, als durch den Sieg zu wachsen oder durch eine Niederlage zu verkümmern; ein drittes gibt es nicht, — diese Erkenntnis ist uns eingerammt, ist der Sporn zu Wille und Leistung jedes einzelnen in unserem Volke.

Der Begriff des gegenwärtigen Imperialismus und seine Voraussetzung, das Weltreich, deuten an, daß von ihnen zu sprechen wir in einer Zeit fähig sind, für welche die ganze Erde den geographischen Horizont abgibt, in einer Zeit, die aus allen Teilen der Erde die Bedingungen weltmächtpolitischer Tätigkeit und Bestrebung zusammenträgt. Je weiter ein Volk seinen Horizont spannt, um so ausgedehnter und eindringender zugleich wird sein imperialistisches Mühen und Ringen sein, weil es eben erkannt hat, daß seine Bedürfnisse und folglich seine Arbeit, um diese Bedürfnisse zu erfüllen, immer größeren Spielraum benötigen. Wie Brandenburg = Preußen einst dank dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen in den Kreis der europäischen Staaten eintrat, so bedeutete die Aufrihtung des neuen Deutschen Reiches durch Bismarck eine Erstarkung der Mitte Europas. Diese aber mußte hinausstreben auf und über das Weltmeer, in ferne Erdteile, — unsere Feinde sprechen heuchlerisch von einem Gleichgewicht auf dem Festlande Europas, das sie aufrechterhalten wollen, als wäre es für sie mehr denn eine Phrase, hinter deren Vorhang sie ein Gleichgewicht der europäischen Mächte insgesamt auf der ganzen Erde verhindern wollen, weil diese nur ihnen, wenn nicht gar England allein vorbehalten sein soll. Durch den Gang der Entwicklung darüber belehrt, daß wir in Erdteilen zu denken haben, begreifen wir, daß der Imperialismus unserer Gegenwart naturgemäß universalistische Tendenzen haben muß. Mag sein Träger im einzelnen dieses oder jenes Weltreich sein, immer umspannt und durchdringt sein Wollen zum Wachsen und Herrschen das Universum, das Ganze der Erde. Erst an ihren Grenzen findet er die eigene Beschränkung, um auf solche Weise zu bezeugen, daß nur die Periode der Gegenwart Weltgeschichte im wahrsten Sinne dieses gewaltigen Wortes mit der unendlichen Summe gegenseitiger Abstoßung und Verbindung schaffen konnte.

Selbstverliebt in unsere Zeit sind wir geneigt, den Imperialismus eine Schöpfung zu nennen, die nicht älter sein soll als die von uns durchmessene, mitbestimmten Tage von nur kurzer Spannweite. Das ist zutreffend, versteht man ihn als gerichtet auf die gesamte Erde im Ausmaß unseres geographischen Horizonts, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung dem menschlichen Wissen, Beherrschen, Ausnutzen zugänglich gemacht hat. Imperialismus kann aber ohne Scheu auch das Streben solcher Zeiten genannt werden, deren geographischer

Horizont wesentlich enger und beschränkter als der unsere war, für die allein erst Teile der Erde, noch nicht die ganze Erde den Schauplatz der Geschichte abgaben⁴⁾. Mit Fug und Recht lebt die Erinnerung fort an das Weltreich Alexanders des Großen, das fast ein Viertel der zu seiner Zeit bekannten Erde umfaßte, an das Weltreich der Römer, das etwas mehr denn 13 vom Hundert der damals erschlossenen Welt sich untertan gemacht hatte. Man weiß, wie im Laufe der Jahrhunderte der geographische Horizont der Menschheit an Umfang wächst. Er betrug zu Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, also zur Zeit Alexanders des Großen, etwa 22 Millionen Quadratkilometer, um die Wende der vorchristlichen und nachchristlichen Jahrhunderte, in der Periode demnach des Augustus, ungefähr 40 Millionen Quadratkilometer; heute umspannt er rund 135 Millionen Quadratkilometer, — gemessen am geographischen Horizont des Zeitalters ist das englische Weltreich der Gegenwart mit seinen 29 Millionen Quadratkilometern kleiner als das Reich des Makedoniers mit seiner Größe von etwa 5,3 Millionen Quadratkilometern. Die Engländer beherrschen $21\frac{1}{2}$ vom Hundert der heute bekannten Erde, Alexander beherrschte 24 vom Hundert der ihm bekannten Erde, nachdem vor ihm die Perser im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt rund 31 vom Hundert der ihnen bekannten Erde sich unterworfen hatten. Für statistische Angaben ist leztlich das Auge allein fähig zur Aufnahme und zur Vermittlung von Erkenntnissen; jedenfalls aber werden die beigebrachten Zahlen imstande sein, dem so oft gehörten Worte Abbruch zu tun, daß einzig die Gegenwart, nicht auch die Vergangenheit es verdiene, wirklich geschätzt zu werden. Jedes Zeitalter hat seinen Wert in sich, und weit voneinander getrennte Zeiträume sind durch die gleichen Tendenzen des Lebens und Strebens bedingt, die darum auch mit gleichem Namen bezeichnet werden dürfen, mag immerhin ihr räumliches Gesichtsfeld größer oder kleiner sein⁵⁾. Anders ausgedrückt: auch die Vergangenheit kannte Imperialismus, Universalismus, nicht allein das Altertum, sondern auch das Mittelalter. Wir wollen deshalb nicht spöttisch lächeln, wenn wir unter den Versuchen, die Geschichte der Zeiten zu gliedern, so lange dem des Kirchenvaters Hieronymus (gest. 420 n. Chr.) begegnen, der die Abfolge aller Geschichte bestimmt sah durch die Abfolge der vier großen Weltreiche, der quattuor summa imperia, des Reiches der Meder, des Reiches der Perser, des Reiches Alexanders des Großen und des Reiches der Römer. Seine Gliederung der Weltgeschichte war durch eine Stelle im Propheten Daniel veranlaßt, wo ein böser nächtlicher Traum des Königs Nebukadnezar von vier einander sich verzehrenden Tieren als die Sinnbilder von vier einander sich ablösenden Reichen gedeutet wurde⁶⁾. Der Prophet des Alten Testaments kannte nur vier Reiche, folglich durfte der Kirchenvater ihrer nicht mehr in Rechnung stellen. Für ihn und die Späteren war es selbstverständlich, daß dem römischen Reiche Dauer bis ans Ende aller Dinge beschieden sei, daß Gott ihm solche Lebenskraft verliehen habe, weil es durch

Gott geheiligt worden sei; Gottes Sohn sei unter einem römischen Kaiser geboren worden, habe auf solche Weise die Kaiserherrschaft gerechtfertigt und nach einem Leben für die Welt diese Kaiserherrschaft anerkannt durch den Kreuzestod auf Geheiß des Landpflegers Pilatus. Das Römerreich umfaßte den orbis terrarum, d. h. seine Grenzen erstreckten sich bis an das Ende der damals bekannten Welt. Wer es als Nachfolger eines Augustus beherrschte, war der von Gott gewollte und geheiligte Kaiser, war Gottes Werkzeug zur Erhaltung eben des Imperium Romanum, das allen Wandel der Zeiten, alle Verschiebungen der völkischen Elemente binnen seinen Schranken, alle Umlagerungen seiner Einzelbestandteile überdauern sollte. Eintönig folgen in den mittelalterlichen Kaiserverzeichnissen die Namen von Römern, Byzantinern, Franken und Deutschen, — ihre Träger galten als vollberechtigte, gleichberechtigte Herrscher nach Cäsar und Augustus. Im Spiel vom Antichrist, wie es die Handschrift des bayerischen Klosters Benediktbeuren aus dem anfangenden dreizehnten Jahrhundert überliefert⁷⁾, beugt sich der König von Frankreich dem Kaiser, den er als Herrn der Welt anerkennt, und nicht minder der griechische König, weil dem hehren Namen Roms zu dienen Ehre bedeutet. Noch zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts schrieb Dante an Heinrich den Siebenten, daß die römische Macht nicht von den Schranken Italiens, nicht von dem Rande des dreieckigten Europa eingeschlossen werde; kaum gestatte sie von der eiteln Welle des Ozeans umgrenzt zu werden⁸⁾. Heimatlos und darum auf Beglückung der Welt bedacht, suchte der Dichter der Göttlichen Komödie seinen Florentinern die Lehre beizubringen: „Die hehre Vorsticht des ewigen Königs, der dem himmlischen Reiche durch seine Güte ewige Dauer verleiht, ohne von dem irdischen sein Auge abzuwenden, hat der hochheiligen Herrschaft der Römer die menschlichen Angelegenheiten zur Leitung übergeben, damit unter der Ungetrübtheit eines so mächtigen Schutzes das menschliche Geschlecht in Ruhe wohne und allenthalben gemäß der Forderung der Natur ein bürgerliches Leben führe“⁹⁾. Genau wie der Hohenstaufe Friedrich II. am Tage seiner Kaiserkrönung, am 22. November 1220, ein Kezergesetz verkündet und als Nachfolger der altrömischen Cäsaren es in die Handschriften des Corpus iuris civilis hatte einfügen lassen, handelte der Luxemburger Heinrich VII., als er am 29. Juni 1312 das kaiserliche Diadem empfing. Gleichzeitig erging ein Rundschreiben, das davon Kunde gab, daß die Kaiserwürde durch die Feier in der Laterankirche zu Rom wiederhergestellt sei; die schwülstige Einleitung aber enthielt das Bekenntnis zum religiösen Imperialismus, das Heinrich der Siebente mit dem Dichter sich zu eigen gemacht hatte: „Der große und preiswürdige Herr, der auf dem erhabenen Throne seiner Gottheit über alles, was er dank der unaussprechlichen Machtfülle seiner Majestät geschaffen hat, gnädig und milde waltet, hat über alle seine Geschöpfe den Menschen mit solcher Ehre und mit solcher Zier erhoben, daß er ihm, den er zum Bild seiner Göttlichkeit machte, den Vorrang über alles

verlieh. Er wollte überdies, daß eine so herrliche Kreatur nicht von der Schar der Himmlischen verschieden wäre, mit der er auf Grund der Gleichartigkeit seiner Natur übereinstimmt. Er wollte auch, daß unter dem einen Gott die himmlischen Heerscharen insgesamt dienen und daß in gleicher Weise alle Menschen, wenn schon nach Reichen und Provinzen voneinander gesondert, einem einzigen Fürsten untertan seien. Um so herrlicher ja sollte der Bau der Welt sich erheben, weil er von einem Gott als seinem Schöpfer seinen Ausgang nimmt. Er sollte die Segnungen des Friedens und der Eintracht in sich aufnehmen, weil er zum einen Gott und Herrn auf dem Wege der Liebe und des demütig festen Glaubens zurückzukehren bestimmt ist. In früheren Jahrhunderten schwankte dieser Vorrang zwischen verschiedenen Völkern, die gleichsam mit den Heiden von ihrem Schöpfer sich entfernten. Als aber die Zeit erfüllt war, als Gott unser Herr nach seinem unerforschlichen Ratsschluß Mensch zu werden auf sich nahm, um den Menschen zu den wasserreichen Plätzen der Tugenden und den grünen Gefilden der ewigen Seligkeit zurückzuführen — jenen Menschen, der durch den Sündenfall verloren war und in den unwegsamen Abgründen der Laster umherirrte —, da ging nach Gottes Willen und Geheiß das Imperium auf die Römer über. Der Thron der kaiserlichen Majestät sollte dort (d. h. in Rom) erstehen, wo auch der priesterliche und apostolische Sitz sein würde. An derselben Stelle sollte das Ansehen des Papstes und des Kaisers Licht verbreiten und das Bild dessen widerspiegeln, der für uns aus dem unverkehrten Mutter Schoß der Jungfrau geboren ward, der als Priester das ewige Priestertum ins Leben rief, der gleichsam als König der Könige und Herr der Herren alles seinem Herrscherrecht unterwarf, um es zum Gipfel seiner Erhabenheit emporzuziehen¹⁰⁾. Nur solange Anschauungen dieser Art verbreitet waren, konnte die Sage die Gemüter in spannender Erwartung halten, Kaiser Friedrich werde wieder kommen, um die zertrümmerte Macht der Nation wieder aufzurichten; er werde und müsse zurückkehren, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten und zu Asche verbrannt wäre, denn Gott selbst habe es so nach seinem unabänderlichen Willen beschlossen¹¹⁾.

Kein Zweifel, die Gesamtheit solcher Theorien und ihre Folgeerscheinungen muten eigenartig an, weil sie so ganz und gar von den Anschauungen unserer Tage abweichen. Gemeinsam ist den Tendenzen des Mittelalters und der Gegenwart die Bezeichnung Imperialismus, gemeinsam der Universalismus als die Zielsetzung des Imperialismus auf die Welt im Umkreis des geographischen Horizonts für die uns fernen und für die uns nahen Tage. Der fundamentale Unterschied zwischen dem Imperialismus von einst und von heute liegt nicht weniger zutage. Der des Mittelalters war religiös bestimmt, der unserer Gegenwart ist seiner Natur nach irdisch bedingt. Dort Transzendenz, hier Immanenz, dort Idealismus, hier Realismus, dort dogmatische Gebundenheit an das Christentum, das durch das Reich geschützt und verbreitet werden soll, hier säkularisierte Selbstheit von jeder Glaubenslehre, damit

das Weltreich der Gegenwart nur der tatsächlich vorhandenen, wirtschaftlich und machtpolitisch wirksamen Mittel zu dauernder Herrschaft sich bemächtigte und ihrer sich bediente, um zu leben und zu wachsen, folglich sich zu erhalten.

Im Wesen aber des mittelalterlichen Imperialismus¹²⁾ sind alle geschichtlich nachweisbaren Folgewirkungen seines Seins begründet.

Zunächst: die Lehre vom Imperium Romanum als dem letztmöglichen in aller Geschichte ließ seinen Namen bestehen, obwohl tatsächlich die Welt von Grund auf sich veränderte¹³⁾. Ein Augustus, ein Karl der Große, ein Otto der Große, ein Friedrich Barbarossa, sie alle galten als imperatores Romanorum, waren einander gleichberechtigt und gleichverpflichtet. Seit dem elften Jahrhundert wiesen die Kaisersegel die Umschrift auf: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, während der Reichsapfel den Erdball symbolisch verkörperte, den sein Inhaber beherrschte gleich den „Regierern des Menschengeschlechts, Befreiern der Welt, Wiederherstellern des Erdkreises“ seit Augustus oder Constantin. So sehr erschien das Kaiserreich als die einzig wahre Monarchie, daß gelehrt wurde, vom Kaiser hätten die Könige ihre Herrschaft gleichwie die Sterne ihr Licht von der Sonne. Man grübelte nicht darüber nach, daß dem alten Römerreich in Wahrheit durch die Stürme der Völkerwanderung ein Ende bereitet worden war, daß die politische Vorherrschaft über Westeuropa, wie sie der größte Pippinide besaß, ein anderes und kleineres Reich als das des Augustus heraufgeführt habe, daß wiederum das Reich der Ottonen, Salier und Staufer ein anderes und noch kleineres sei als das Karls des Großen. Ausgehend von dieser Fiktion, wurden die Kaiser als Beherrscher der Welt gefeiert, welche Schwierigkeiten immer zu überwinden waren, um das Deutsche Reich nördlich der Alpen, Burgund und Italien zusammenzuhalten. Sie sollten Schirmherren der Welt sein gegenüber allen Feinden des Christentums, denen jegliche Daseinsberechtigung fehlte, weil sie eben Gottes Geboten und Ordnungen widerstrebten. Man darf sagen: die Theorie sah im römischen Reiche des Mittelalters die Grundlage eines politischen Systems auf Erden, von der aus die Lehre der Kirche überall hin verbreitet, überall verteidigt werden konnte. Da das Ziel des Reiches universal gefaßt wurde, galt es selbst, das Mittel zu seiner Verwirklichung, als universal, so daß die ewigen Wahrheiten des christlichen Glaubens auch die Realität des Imperium mundi zu Händen der Kaiser zu verbürgen schienen. Nur so wird erklärbar, warum allen tatsächlichen Umwälzungen des historischen Lebens zum Trotz man am Namen des Imperium festhielt, selbst dann noch, als es zu einer Utopie geworden war, deren Untergrund die Fluten staatlicher Umwälzungen längst aufgewühlt und in Atome zerklüftet hatten. Begegnet uns seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Wendung „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“, so haben neuere Forschungen dargetan, daß sie allein auf das Deutsche Reich nördlich der Alpen sich bezieht, auf einen Teil demnach des Imperium Romanum, dessen Fortbestand ausschließlich an die fortwirkende Kraft verblaster Überlieferungen sich zu klammern vermochte.

Ein zweites Moment wurde dem mittelalterlichen Imperialismus nicht weniger gefährlich, schließlich sogar verhängnisvoll. Sollte der einzelne Kaiser, welches Namens oder Stammes er immer war, als ein Werkzeug Gottes zur Verbreitung des christlichen Glaubens sichtbarlich in Erscheinung treten, so bedurfte er der feierlichen Einführung in sein erhabenes Amt, der Krönung zum Kaiser als einer Handlung, die ihn zur dauernden Verteidigung der supra-nationalen Menschengemeinschaft des Imperium Romanum berief. Im Reich der alten römischen Kaiser waren solche Krönungen noch nicht Brauch gewesen; sie bürgerten sich aber frühzeitig im byzantinischen Reiche ein, das den europäisch-asiatischen Orient zusammenhielt, nachdem die östliche Reichshälfte, wie sie in der Teilung vom Jahre 395 geschaffen war, die Stürme der Völkerwanderung und die Angriffe des Islam siegreich bestanden hatte. In Byzanz krönte der Patriarch von Byzanz den Kaiser. Für das Gebiet des weströmischen Reiches wurde die Kaiserkrönung des Jahres 800, von Papst Leo dem Dritten an Karl dem Großen vollzogen, zum maßgebenden Vorbild für alle späteren. Karl hatte sich Gallien, Deutschland und Italien untertan gemacht. Wohl war sein Reich minder umfanglich als das weströmische, weil ihm England und Spanien, Sizilien, Unteritalien und Nordafrika fehlten, sein Geschlecht aber hatte durch die Gründung des Kirchenstaates, durch die Beseitigung der Langobardenherrschaft in Oberitalien sich das Papsttum gleichwie einen Schuldner verpflichtet. Da dieses den traditionellen Forderungen des als heterodox abgelehnten byzantinischen Kaisertums auf Italien widerstrebte, suchte es Schutz bei den Karolingern. Karl empfing die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes. Er sollte als Kaiser dem von Ostrom ebenbürtig sein, Leo der Dritte hingegen als Vollstrecker des göttlichen Willens sich betätigen, auf daß gerade Karl der Nachfolger der weströmischen Kaiser und damit ihrer altrömischen Vorgänger würde. Die augenblickliche politische Gesamtlage Europas, der Gegensatz der römisch-katholischen Glaubensanschauungen gegenüber denen in Byzanz wie denen des Islam, das Vorbild des Zeremoniells in Konstantinopel, die Überlieferungen der Kirchenväter, alles zusammen schuf ein neues Reich, ein neues Kaisertum, nur daß Reich und Kaiser rechtsförmlich die Erbschaft des alten Gesamtreiches und eines Constantin des Großen antreten sollten. Die Feier aber in der Peterskirche zu Rom am Weihnachtstage 800 hatte die Kraft eines Präzedenz, stand am Anfang einer von gleichen Gedanken erfüllten Geschichte eines ganzen Jahrtausends. Wenn sie Karl zum Kaiser machte, war dann in der Folge nicht auch für jeden Herrscher, der Kaiser, Nachfolger eines Karl und Augustus sein wollte, die Krönung durch den Nachfolger Petri unbedingt erforderlich? Ein Imperium Romanum ohne Kaiser war undenkbar, ebenso ein römischer Kaiser ohne päpstliche Krönung, — auf beide Voraussetzungen gründete sich die Ansicht, die schon ein Urenkel Karl des Großen im Jahre 871 in die Worte kleidete, daß allein die Päpste es seien, die durch die feierliche Krönung Namen, Würde, Herrscherrecht und Herrscherpflicht des Imperator Romanorum verleihen¹⁴).

Diese Anschauung befestigte sich im zehnten Jahrhundert. Das Reich Karls des Großen zerfiel, immerhin war seine ostfränkische Hälfte, das Deutsche Reich, früher als sein westlicher Nachbar imstande, sich innerlich zu kräftigen — Heinrich der Erste und sein Sohn besiegten in den Jahren 933 und 955 die Ungarn —, um die Hegemonie über die Mitte Europas zu erwerben. Ottos des Großen Zug nach Italien offenbarte die innere Kraft seines Staates und ihr Drängen nach Wirkung in die Weite —, wiederum nahm ein Papst die Kaiserkrönung vor, diesmal Johann der Zwölfte am deutschen König aus sächsischem Geschlecht (2. Februar 962). Das Reich Ottos war räumlich kleiner als das des Karolingers, und gleichwohl verband sich auch mit ihm die Vorstellung einer Nachfolgerschaft im Imperium Romanum eines Karl oder eines Augustus. Recht und Pflicht es zu behaupten, zu erweitern und niemals grundsätzlich zu schmälern, überkamen Ottos Nachfahren aus sächsischem, fränkischem (salischem) und schwäbischem (stauvischem) Hause. Vom Todesjahr Ottos des Ersten, 973, bis zum Jahre 1250, in welchem Friedrich der Zweite starb, haben einschließlich der Gegenkönige, zwanzig deutsche Könige regiert; ihrer elf haben sich in Rom zu Kaisern krönen lassen, alle durch Päpste — nur einer von ihnen, Heinrich der Vierte, im Jahre 1084 durch einen Gegenpapst —, alle in der Peterskirche, nur Lothar von Supplinburg 1133 in der Lateranbasilika, alle Könige aus sächsischem Geschlecht seit Otto dem Großen (967, 996, 1014) und in ununterbrochener Folge der Salier Konrad der Zweite, sein Sohn, Enkel und Urenkel (1027, 1046, 1084, 1111). Eins leuchtet ein: die dauernde, die entscheidende Mitwirkung des Papstes an der Kaiserkrönung mußte allmählich seine Bedeutung heben. Mehr und mehr erschien er als der unentbehrliche Vermittler der göttlichen Gnade, die in der Berufung des einzelnen Monarchen zum kaiserlichen Amte beschlossen war. Übergab nicht der Nachfolger Petri dem vor ihm knienden Herrscher die Insignien seines Amtes, mahnte er ihn nicht in ernster Ansprache zum Schutze der Kirche, zur Wahrung des rechten Glaubens, zur Belehrung oder Vertilgung der Heiden, zur Ausrottung der Ketzer? Die Krönung zu vollziehen mußte bald nicht so sehr als päpstliche Pflicht des Gehorsams gegen Gottes Willen denn als Wahrnehmung eines päpstlichen, von Gott geschenkten Rechtes aufgefaßt werden. Die Kaiserkrone ward zur Gabe, die der deutsche König für sich zu erbitten hätte, zur Wohlthat, die das Oberhaupt der Kirche wohl auch verweigern könnte. Nur folgerichtig war die Forderung Roms, daß der Papst den gewählten deutschen König daraufhin zu prüfen befugt sei, ob er die Kaiserkrone wirklich verdiene. Der Papst sollte entscheiden, wem er das Symbol der Weltherrschaft zu verleihen geruhe, sobald zwei deutsche Wahlkönige um das Regiment im Deutschen Reiche diesseits der Alpen, im Römischen Reiche diesseits und jenseits der Alpen miteinander stritten. Die Lehre kam auf, das Papsttum habe durch Leo den Dritten das Imperium mundi von den Griechen auf die Franken, durch Johann den Zwölften von den Franken auf die Deutschen

übertragen; sollte es nicht imstande sein, das Imperium auch einem anderen, ihm dienstgefälligeren Volke zu verleihen?

Man erkennt leicht: diese Entwicklung, unvermeidbar dank der Befreiung des Papsttums von der Unterordnung unter das Kaisertum und dank dem Fehlen einer Erbfolgeordnung im deutschen Königtum, beeinflusste den mittelalterlichen Imperialismus insofern, als sie dem Kaiser einen Vorgesetzten gab, eben den Papst. Sie hob die unmittelbare und ausschließliche Abhängigkeit des Kaisers von Gott auf, zerstörte also seine Souveränität im Sinne des Mittelalters und gewährte dem Papst eine Machtfülle, in der das Recht zur Herrschaft über die Kirche mit dem zur Leitung des Kaisertums sich aufs engste verband. Der Kaiser war ein Laie, der Papst der Geistliche. Jener repräsentierte das Imperium, dieser das Sacerdotium, jener den Staat mit seinen irdischen Aufgaben, dieser die Kirche mit ihrem das Diesseits und das Jenseits erfassenden Daseinszweck. Indem die Kirche durch den Papst die Kaisermürde verlieh, jene Befugnis und jene Obliegenheit, mit den Mitteln des weltlichen Schwerts den Glauben des Christentums zu beschirmen und allenthalben zum Siege zu bringen, wurde der Kaiser zum Beamten der Kirche, zu ihrem Vogte herabgedrückt; denn „wie die Rinde den Baum äußerlich deckt und schützt und mit ihm einen Leib bildet, so muß der Kaiser, mit dem zeitlichen Schwert an die Außenseite der Kirche gestellt, diese wenn nötig mit dem eigenen Blute verteidigen.“^{14a)} Der Imperialismus des Mittelalters, von Haus aus religiös gefärbt und universalistisch aufgefaßt gleich dem Christentum, hatte fortan seine grundsätzliche Billigung von der Kirche als der Hüterin der rechtmäßigen Lehre zu erborgen. Wohl blieb er sich in seiner transzendentalen Zielsetzung durch die Jahrhunderte hindurch gleich, wohl verlangte er nach wie vor die Weltherrschaft für sich, sein Reich aber war nicht mehr das unmittelbar von Gott dem einzelnen Kaiser anvertraute Erbe, sondern war zum köstlichen Besitz der Kirche geworden, die darüber durch die Hand des Papstes verfügte. Das Reich Karls und das Reich Ottos des Großen waren Machtgebilde augenblicklicher politischer Gesamtkonstellationen gewesen. Die Vorstellung seines Zusammenhangs, seines Einsseins mit dem altrömischen Reiche forderte von ihm ewige Dauer, aller politischen Verschiebungen ungeachtet. Was Ausdruck eines in dieser Art nie wiederkehrenden Moments gewesen war, die Kaiserkrönung vom Jahre 800 wie nicht weniger die von 962, sollte bei jeder folgenden Kaiserkrönung in Erscheinung treten und die höchste Machtfülle des Monarchen wie auch Gottes Ratsschluß an den Tag stellen. Die Kaiserkrönungen durch die Päpste und durch sie allein verschoben die Wertung des Kaisertums: es wurde aus dem gottgewollten Herrschertum über die Welt papstgewollte Beamtung der römischen, die Welt umfassenden Kirche. Noch zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts lehrte der wädrere Eike von Nepgow im Anfang seines „Sachsen- spiegels“: „Zwei Schwerter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit; dem Papst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche“, — noch standen

Kaisertum und Papsttum für ihn gleichberechtigt nebeneinander. Kaum andert-
halb Menschenalter später aber hieß es im kaiserlichen Land- und Lehnrechts-
buch, im sogenannten „Schwabenspiegel“: „Da Gott des Friedens Fürst heißt,
so ließ er zwei Schwerter hier auf Erden, als er gen Himmel fuhr, zum Schirm
der Christenheit; beide Schwerter ließ unser Herr dem heiligen Petrus, eins
vom geistlichen Gericht und das andere vom weltlichen Gericht. Das weltliche
Schwert des Gerichts leihet der Papst dem Kaiser, das geistliche Schwert ist
dem Papst gesetzt, auf daß er damit richte“¹⁵⁾. Im Jahre 1302 sodann be-
kundete Papst Bonifaz der Achte in der Bulle Unam sanctam: „Beide Schwerter,
das geistliche und das weltliche, sind im Besitz der Kirche. Das geistliche wird
von der Kirche geführt, das weltliche aber zum Nutzen der Kirche durch die
Hand von Königen, auf Wink und nach Befinden des Papstes“¹⁶⁾. Die Zeit
war nicht fern, wo der Satz ausgesprochen werden konnte: „Die heilige Kirche
ist Gott wohlgefälliger als selbst der Himmel; die Kirche ist nicht da um des
Himmels, sondern der Himmel um der Kirche willen“¹⁷⁾.

Es wäre einseitig, diese Umbildungen allein darauf zurückzuführen, daß
die Päpste die Kaiserkrönungen vollzogen. Nicht weniger wirkte der bewunderungs-
werte Aufbau der römisch-katholischen Kirche in Verfassung und Verwaltung ein,
die bei der inneren Ungleichartigkeit des Reiches mit seinen Teilen Deutschland,
Burgund und Italien mit sicheren Schritten den Vorrang erringen mußte, dazu
das rasche Aussterben der Kaiserdynastien und das Fehlen einer zweifelsfreien
Erbfolge, an deren Stelle immer ausschließlicher die Wahl des deutschen Königs
durch die deutschen Fürsten, endlich die sieben Kurfürsten trat. Auch die Papst-
kirche wurde durch eine Wahlmonarchie geleitet, im Kardinalkollegium aber lebten
römische Überlieferung und Zähigkeit und Zielbewußtheit fort. Das Gebiet der
Kirche war von vorneherein größer als das des Reiches: es umspannte auch
den skandinavischen Norden, England, Frankreich, Spanien; es erweiterte sich
dank den Kreuzzügen über das Gebiet selbst des östlichen Mittelmeers. Es
hatte in Rom eine Hauptstadt, das Ziel gläubiger Sehnsucht von Pilgern und
profitgieriger Mächenschaften von Bittstellern, Pfründenjägern und Prozeßparteien.
Es war einheitlich organisiert in Kirchenprovinzen und Diözesen, deren Vor-
steher auf den Papst und seine Behörden angewiesen waren. Ihm eignete in
Welt- und Klosterklusur beiderlei Geschlechts gleichsam ein stehendes Heer.
Es stützte sich auf immer reichlicher fließende Geldmittel, die von allen Seiten
her an den Sitz der Kurie gebracht wurden. Alle seine Angehörigen erfaßte
das gewaltige Corpus iuris canonici, aus einem einheitlichen Geiste heraus
geboren, der seine Bestandteile insgesamt, auch die zeitlich jüngsten, erfüllte und
wirksam machte¹⁸⁾. Alle derartigen Grundlagen fehlten dem deutschen Königtum
und seiner Anwartschaft auf das Imperium Romanum —, noch immer jedoch
glaubten die Könige des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Nach-
folger der einstigen großen Kaiser in Ansprüchen und Rechten, im Weltreich
zu sein. Wie dürftig war im Laufe der Zeit die Basis ihrer Macht geworden!

Wie kümmerlich oft die Rolle dieser Hausmachtskönige im Vergleich selbst nur mit den geistlichen und weltlichen Fürsten im Deutschen Reiche nördlich der Alpen! Es war unmöglich, die oberste Lehnherrschaft über die Territorien auf deutschem Boden mit der kaiserlichen Vollgewalt über das ganze Reich wie zu vereinen so dauernd zu behaupten. Jene sah sich immer an Zahl noch zunehmenden, nach Ungebundenheit drängenden Splintern des deutschen Bodens gegenüber, diese verlangte nach äußerster lokaler Konzentration politischer und rechtlicher Macht innerhalb des Reichsgebietes. Die Schwäche des deutschen Königturns mußte sich dem römischen Kaisertum mitteilen, das nur solange Gehorsam finden konnte, als es von einem starken deutschen Königturn getragen und zur Geltung gebracht wurde. Auch hier sprechen Zahlen eine beredte Sprache. Vom Jahre 973 bis zum Jahre 1250 wurden, wie erwähnt, unter zwanzig deutschen Königen und Gegenkönigen im ganzen elf zu Kaisern gekrönt. Vom Jahre 1250, dem des Todes Friedrichs des Zweiten, bis zum Jahre 1519, in welchem Maximilian der Erste starb, empfangen von neunzehn deutschen Königen und Gegenkönigen nur fünf die Kaiserkrone, ein sechster nannte sich seit 1508 erwählter römischer Kaiser. An Zahl der Jahre sind die Zeiträume von 973 bis 1250 und von 1250 bis 1519 einander fast gleich, der Abstand aber von elf römisch-deutschen Kaisern des früheren Mittelalters zu nur sechs des späteren Mittelalters ist recht erklecklich, ganz abgesehen hier von den zeitlichen Entfernungen je zweier sich folgender Kaiserkrönungen (1220, 1312, 1328, 1355, 1433, 1452, [1508]). Man würde dem Streben dieser Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger nach Erwerb der Kaiserkrone, nach Wahrung des Anspruchs auf das Imperium mundi die Anerkennung nicht versagen, wäre die Feier in Rom nicht machtpolitisch zur leeren Handlung herabgesunken, der keinerlei tatsächliche Bedeutung mehr innewohnte. Kardinäle als Beauftragte des in Avignon verbleibenden Papstes krönten Heinrich den Siebenten (1312) und seinen Enkel Karl den Vierten (1355), Ludwig der Bayer ließ sich von Vertretern des römischen Volkes die Krone aufs Haupt setzen (1328). Sorgfältigst ausgeklügelte Eide und Urkunden verpflichteten den Luxemburger Karl den Vierten, die ewige Stadt noch am Tage seiner Krönung zu verlassen (1355) —, der römische Kaiser durfte kein Hoheitsrecht an der Stätte ausüben, nach deren Namen er sich nannte, weil eben der Papst der Herr Roms und des neuen Imperium Romanum geworden war. Als endlich im Jahre 1530 Karl der Fünfte in Bologna von dem Mediceerpapste Clemens dem Siebenten zum Kaiser gekrönt wurde, bezeugte das Zeremoniell dieser letzten Kaiserkrönung auf italienischem Boden, daß der Imperialismus des Mittelalters, der einst den weltlichen Herrscher getragen, gehoben, angespornt hatte, einer Vergangenheit an gehörte, die keine Gunst des Schicksals zu erneuern fähig oder willens war.

Noch heute halten die katholische Kirche und ihr Papsttum an dem mittelalterlichen, religiös bestimmten Imperialismus fest, wie er ihnen im Laufe weniger Jahrhunderte zugewachsen war. Ihre Vormachtstellung gegenüber den Staaten

liegt zu Boden, da sie in die nüchterne, irdischen Dingen zugekehrte Gegenwart nicht mehr paßt. Sie wurde zerstört durch das Aufkommen der nationalen Staaten, an erster Stelle Frankreichs, durch die Entdeckung der neuen Welt, durch die deutsche Reformation, durch das neuartige Geistesleben der Renaissance und der Aufklärungsperiode. Indem sie aber die Suprematie über die Staaten einbüßte, wußte sie die Herrschaft über die Geister und Gemüter zu ordnen und zu kräftigen; die Kirchenversammlungen zu Trient (1545 bis 1563) und im Vatikan (1869 bis 1870) waren Etappen auf dem Wege zur Spiritualisierung des Kirchenrechts, zur Machterhöhung des Papsttums als einer Gewalt, die seit dem Verlust des Kirchenstaates, unbeschwert durch die Sorgen um weltlich-staatlichen Besitz, die römisch-katholische Christenheit auf der gesamten Erde zu leiten sich fähig erweist¹⁹⁾.

Nicht erneut in Erscheinung getreten ist jener mittelalterliche Imperialismus, der einem einzigen Staate zur Präponderanz verhalf. Auf der einen Seite wurde er abgelöst durch den papstkirchlichen Imperialismus, auf der anderen Seite wurde das Bild der Staatenwelt vielgestaltiger, derart daß es nur kurze Zeit die Vormacht eines Ludwig XIV., die kurzlebige Wiederherstellung eines europäischen Machtkomplexes zu Händen Napoleons I. ertrug. Das Trachten und Sinnen der Völker, in jeweils national abgeschlossenen Staaten ihre Kräfte zusammenzuballen, gehört heute bereits der freilich jungen Vergangenheit an; wie lange doch war es der Stolz unseres Volkes, daß seine Einigung zu gleicher Zeit dem italienischen den Staat zu gründen ermöglichte, der freilich die Probe seiner Bündnistreue so schlecht bestand. Die wirklich zukunftsreichen Staaten drängen über sich selbst hinaus, auf daß ein jeder von ihnen gleichsam der Kern werde eines Weltreiches neuer Art. Die ganze Erde soll von einer Aristokratie weniger Weltreiche beherrscht sein, unter denen das Übergewicht eines einzigen als unleidlicher Druck empfunden wird, weil es künstlich das Alte zu verewigen strebt, ohne die erforderliche Sicherheit freier Völkereinfaltung verbürgen zu können oder zu wollen.

Unserem Volke hatte der frühmittelalterliche Imperialismus eine Zeit der Vorherrschaft in Europa beschieden. Als sein Reich darniederlag, als es unter den Nachwirkungen der alten Kaiserherrlichkeit in sich selbst zerklüftet war, versperrte seine staatliche Ohnmacht ihm den Weg auf Übersee, zum *Dominium maris Baltici* und zum Weltmeer des Atlantischen Ozeans. Politisch ohnmächtig kämpfte es in der Reformation Martin Luthers für die Befreiung der Geister, aus der die Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges entkeimte. Treu am Rest mittelalterlicher Erinnerungen festhaltend, feierte man im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation noch immer die Kaiserkrönungen, schwang ein Herold wie früher das Reichsschwert nach allen vier Himmelsrichtungen, gleich als ob die Welt wie einst dem Kaiser gehorche, sobald ihm in der Stadt am Main die ehrwürdige Krone angeblich Karls des Großen aufs Haupt gedrückt worden war —, in Wahrheit erschöpfte sich die Kraft der Deutschen in engen Kreisen, wurde deutsches Land der Boden, auf dem die glücklichen

Rivalen ihre Kriege um europäische Geltung auszufechten kein Bedenken trugen. Inzwischen aber hatte Preußen den Aufstieg zur Höhe begonnen, um dann die Feuerproben des Siebenjährigen Krieges und der Befreiungskriege siegreich zu bestehen, um gleichzeitig mit dem neuen Geistesleben eines Kant und Goethe sich zu erfüllen. Mühsam genug fügten sich einem Bismarck die Steine zum Bau des neuen Deutschen Reiches, der entscheidenden Ursache und Vorstufe unseres Daseinskampfes, den wir auf uns nehmen mußten, weil die Welt uns ein Weltreich unserer Art nicht gönnen mag, das wir nicht weniger nötig haben als unsere Feinde für sich selbst. Unser Eintritt in die Oligarchie der Weltreiche vollzieht sich unter gewaltigen Widerständen: es wird und muß kommen, weil unsere Kräfte zu Wasser und zu Lande sich bewährten, weil ihre Leistungen zugleich Bürgschaften dafür sind, daß unser Volk sich zum hochgesteckten Ziel seiner Geschichte durchringen kann. „Das Reich muß uns doch bleiben“, so heißt's im Liede Luthers; der Deutsche der Gegenwart weiß: „Das Weltreich muß uns werden.“ Dem mittelalterlichen Imperialismus deutscher Herrschergestalten war es verhängnisvoll gewesen, daß er zu wenig Widerstand zu beseitigen hatte, als er nach dem Symbol des Kaisertums griff²⁰). Der Imperialismus unseres ganzen Volkes in der Gegenwart muß unter Kämpfen und Opfern sonder Maß und Ziel seine Grundlage sich schaffen und sichern. Er ist das Gemeingut einer Nation, die dank solchem Stachel in Tätigkeit bleibt, um den künftigen Geschlechtern das neue und freie Weltreich über Land und Meer als einen unantastbaren Besitz zu überweisen. Das Wort des Großen Kurfürsten: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist“ gilt heute und immerdar: es mahnt an schwere, herrlich große und weltweite Pflichten, denen wir jetzt und in aller Zukunft gewachsen sein müssen, um zu leben und unser Dasein zu erhalten²¹).

¹) Gedanken und Erinnerungen I (Stuttgart 1898), S. 121. II (1898), S. 171. Eigenartig, wenn natürlich auch zufällig, ist die Übereinstimmung des Gedankens mit einer Stelle in der simplizianischen Schrift aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts „Deß weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel“ (herausg. von A. Keller, Bibliothek des Literarischen Vereins XXXIV, Stuttgart 1854, S. 1064f.): „Es ist aber schon vorlängst eine allgemeine Sucht eingerissen, der Art daß diejenige, so daran krank liegen, weit von ihrem Vaterland gebürtig zu seyn wünschen; diese wurde so heftig, daß auch aus selbiger ungereimten Thorheit ein Sprichwort entsprungen, welches man zu denen gesagt, die man verachten wollen, nemlich: Du bist nicht weit her.“ — In der heutigen Literatur mehrten sich die „ismen“ von Tag zu Tag; selbst Wortformen wie Bismarckismus, Europäismus, Scandinavismus werden verbreitet, ganz abgesehen von Militarismus, Panislamismus, Panmongolismus, Planslavismus usw., während Neoimperialismus zuerst in Frankreich geprägt zu sein scheint; vgl. M. Uvelhör, Frankreichs finanzielle Oligarchie (a. u. d. T.: Der Deutsche Krieg herausg. von E. Jädh, Nr. 66. Stuttgart und Berlin 1915), S. 18 ff.

²) Vgl. F. Salomon, Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart (Quellensammlung, herausg. von G. Lambek, II 131), Leipzig und Berlin 1916 und die glänzende Untersuchung desselben Verfassers in dem Buche: Der britische Imperialismus, ein geschichtlicher Überblick. Leipzig und Berlin 1916; s. auch die Broschüre: Britisches gegen deutsches Imperium. Von einem amerikanischen Fren. Mit einem Vorwort von

Sir Roger Casement. Berlin 1915. D. Franke, Englischer Imperialismus und asiatischer Universalismus: Deutsche Politik 7. Juli 1916, Nr. 23, S. 1190 ff. J. Hasehagen, Zur inneren Geschichte des englischen Imperialismus: Das neue Deutschland IV (1916), S. 316 ff. D. Spies, Englische Weltpolitik: Der Krieg 1914—1916 herausg. von D. Schäfer I (Leipzig und Wien 1916), S. 102 ff.

²⁾ A. Dix, Deutscher Imperialismus (Leipzig 1912), S. 1 (hier auch die freilich etwas ungelente Übersetzung des Wortes). — Literaturangaben über den Imperialismus der Gegenwart wird man hier nicht suchen, immerhin seien einige Schriften genannt, die der Verfasser dankbar benutzte: A. Grabowsky, Der innere Imperialismus: Das neue Deutschland I (1914), S. 117 ff.; Deutscher Glaube und deutscher Imperialismus: ebd. III (1915), S. 345 ff.; Deutscher und englischer Imperialismus: ebd. IV (1916), S. 218 ff.; Die Zukunft Deutschlands als Weltmacht: ebd. V (1916), S. 29 ff.; Deutscher Imperialismus: ebd. V (1916), S. 113 ff. J. G. Hagemann, Der Imperialismus der Gegenwart. St. Gallen 1915. J. Hasehagen, Deutscher Imperialismus: Das größere Deutschland 1916 Nr. 22, S. 673 ff.; Weltpolitik und Weltkatastrophe; ebd. 1916 Nr. 37, S. 1154 ff.; Geschichte der Weltpolitik I, II (1871 bis 1914; a. u. d. T.: Aus Natur und Geisteswelt Nr. 553, 554). Leipzig 1916. B. Perre, Weltpolitik und Weltkatastrophe. 1890—1915. Berlin 1916. B. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, übers. von C. Koch. Leipzig 1914. R. Kumpmann, Imperialismus und Pazifismus in volkswirtschaftlicher Beleuchtung (a. u. d. T.: Der Deutsche Krieg herausg. von E. Jäckh, Nr. 72). Stuttgart und Berlin 1916. Th. Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung IX (Stuttgart und Berlin 1916), S. 339 ff. E. Marcks, Die imperialistische Idee in der Gegenwart (a. u. d. T.: Neue Zeit- und Streifenfragen herausg. von der Gehfestigung zu Dresden, Nr. 1). Dresden 1903; Der Imperialismus und der Weltkrieg (a. u. d. T.: Vorträge der Gehfestigung zu Dresden, 8. Band, 1916, 1. Heft). Leipzig und Dresden 1916 (jetzt wiederholt in der Sammlung von E. Marcks, Männer und Zeiten II, 4. Aufl., Leipzig 1916, S. 347 ff.). A. Paquet, Der Kaisergedanke (Frankfurt am Main 1915), S. 31 ff. G. Steffen, Weltkrieg und Imperialismus. Jena 1915. W. Weber, Deutschland unter den europäischen Weltmächten: Die Hilfe 1916, Nr. 45, S. 735 ff.; s. auch J. Lenz, Macht und Wirtschaft. Die Voraussetzungen des modernen Krieges (a. u. d. T.: Weltkultur und Weltpolitik herausg. von E. Jäckh, Deutsche Folge Nr. 5). München 1915. E. Schulze, Deutschlands Weltmachtstellung. Der wirtschaftliche Kampf auf dem Weltmarkt als Kriegsursache (a. u. d. T.: Zeitpiegel Nr. 4 herausg. von S. Mühlbrecht). Berlin 1915. W. Seitz, Der Ernst der Stunde: Süddeutsche Monatshefte November 1916, S. 247 ff.

⁴⁾ Zum folgenden vgl. J. Naezel, Politische Geographie (München und Leipzig 1897), S. 322, 433 ff. E. Schöne, Politische Geographie (Leipzig 1911) S. 18, vornehmlich aber die Arbeit von G. Schneider, Die großen Reiche der Vergangenheit und Gegenwart (Leipzig 1904), bes. S. 50 mit einer übersichtlichen Tabelle, die hier z. T. wiederholt sein mag.

Name des Reiches	Größe	Geographischer Horizont	Prozente
Deutsches Reich um 1040	1 Mill. qkm	30 Mill. qkm	3 $\frac{1}{3}$
Bereinigte Staaten von Amerika	9,5 " "	135 " "	7
China	11,1 " "	135 " "	8 $\frac{1}{4}$
Reich der Assyrer	0,9 " "	10 " "	9
Imperium Romanum	5,4 " "	40 " "	13 $\frac{1}{2}$
Russisches Reich	22,6 " "	135 " "	16 $\frac{3}{4}$
Britisches Reich	29 " "	135 " "	21 $\frac{1}{2}$
Reich Alexanders des Großen	5,3 " "	22 " "	24
Reich der Perser	5,3 " "	18 " "	31

⁵⁾ Treffend ist die Bemerkung von F. Gregorovius, *Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte* (München 1890), S. 4: „Wir sind gewohnt, von Weltmonarchien zu reden, obwohl die so hyperbolisch bezeichneten Reiche nicht die Welt umfaßt haben. Sie haben indes die geschichtliche Welt in ihrer Zeit bedeutet, weniger durch ihre geographische Ausdehnung als weil die in ihnen zusammengefaßte Völkereinheit den höchsten Grad der Befestigung darstellt, zu dem in ihrer Epoche die Menschheit gelangt war“; s. jetzt vor allem H. Wilcken, *Über Werden und Vergehen der Univerfalreiche* (Bonn 1915), S. 8: „Die Idee der Weltherrschaft im strengen Sinne des Wortes, im Sinne einer exklusiven Herrschaft eines Staates über die ganze Erde, muß uns heute, wo wir den ganzen Planeten kennen, als eine Utopie erscheinen. Im fernen Altertum aber, als man nur einen kleinen Teil der Erde kannte, da war es praktisch möglich, die Alleinherrschaft über diesen bekannten Teil zu gewinnen, und viele Völker sind diesem Ziele nachgejagt, und viele Herrscher haben sich stolz als Welt Herren bezeichnet. Freilich blieb in der Regel ein gewisser Erdenrest jenseits der erreichten Grenzen übrig, den man wohl kannte, gegen den man aber dem schönen Titel des Weltherrn zuliebe die Augen verschloß, oder den man auch mit zu beherrschen fingierte. Wir nennen die Reiche, die eine solche exklusive Weltherrschaft beanspruchten Univerfalreiche und trennen sie damit von denjenigen Großstaaten oder Weltmächten, die nur nach Geltung in der Welt neben anderen Weltmächten streben.“

⁶⁾ Vgl. Daniel 2 B. 37 ff. und 7 B. 3 ff., dazu E. Bernheim, *Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie* (5. und 6. Aufl., Leipzig 1908), S. 74 f. H. von Eicken, *Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung* (Stuttgart 1887), S. 645 f. F. X. Wegele, *Geschichte der deutschen Historiographie* (München und Leipzig 1885), S. 211 mit Anm. 1. — Professor Dr. J. Geffken-Kostock verwies mich gütigst auf die Studie von C. Trierer, *Die Idee der vier Weltreiche: Hermes*, Zeitschrift für klassische Philologie herausg. von G. Raibel und C. Robert XXVII (1892), S. 321 ff. Nach ihr ist die Deutung des letzten bei Daniel erwähnten Reiches als des römischen strittig gewesen; die von Hieronymus gegebene Deutung aber ist bald Gemeingut geworden. Keinesfalls war Daniel in der Ansetzung von vier aufeinanderfolgenden Reichern originell, sie geht vielmehr auf einen Griechen und die Zeit von etwa 190 vor Christi Geburt zurück. Fraglich ist, wie bei diesem Griechen die Reihe der vier Reiche gestaltet war: entweder Assyrien, Persien, Hellas-Makedonien und Rom oder Assyrien, Medien, Persien, Hellas-Makedonien.

⁷⁾ *Der Ludus de Antichristo*, herausg. von F. Wilhelm (a. u. d. T.: Münchener Texte Nr. 1, München 1912), S. 4 ff.

⁸⁾ *Tutte le opere di Dante Alighieri*, herausg. von E. Moore (3. Aufl. Oxford 1904), S. 410 § 3.

⁹⁾ Ebd. S. 411 § 1; vgl. dazu F. Gregorovius, a. a. O. S. 13, der auf das alt-römische Vorbild hinweist. Merkwürdig sind auch die Parallelen zum britischen Imperialismus, wie ihn F. Brie (*Die imperialistischen Strömungen in der englischen Literatur*. Halle an der Saale 1916), nach ihm W. Dibelius (*Deutsche Politik* 1916 Nr. 43, S. 1862 ff.) und G. Sarrazin (*Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik* IX, 1916, S. 1075 ff.) kennen gelehrt haben; s. auch F. Loofs, *William Sanday über den Krieg: Deutsch-Evangelische Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus*, herausg. von W. Kahl und M. Schian VI (1915), S. 300 f.

¹⁰⁾ *Monumenta Germaniae historica. Constitutiones* IV ed. J. Schwaln (Hannover und Leipzig 1909–1911), S. 799 ff. Nr. 802.

¹¹⁾ Vgl. H. Schröder, *Die deutsche Kaisersage*. Heidelberg 1891. F. Kampers, *Die deutsche Kaisersage in Prophetie und Sage*. München 1896. G. Schultheiß, *Die deutsche Kaisersage vom Fortleben und von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II.* Berlin 1911.

¹²⁾ Vgl. J. Bryce, *Das heilige römische Reich*. Übers. von A. Winkler. Leipzig 1873. H. von Eicken, *Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung*

S. 151 ff. J. Hartung, Die Lehre von der Weltherrschaft im Mittelalter. Ihr Werden und ihre Begründung. Halle a. d. S. 1909. W. Rüfen, Der Weltherrschaftsgedanke und das deutsche Kaiserium im Mittelalter von Otto d. Gr. bis auf Heinrich VI. Halle a. S. 1913. F. Stieve, Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. Eine Auswahl wichtiger Äußerungen und Zeugnisse, München 1915. S. Grauert, Deutsche Weltherrschaft?: Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg, herausg. von G. Pfeilschifter (Freiburg i. Br. 1915), S. 357 ff. und vor allem den inhaltreichen Vortrag von S. Finke, Weltimperialismus und nationale Regungen im späteren Mittelalter (a. u. d. L.: Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft, Heft 4). Freiburg i. Br. und Leipzig 1916.

¹³⁾ Vgl. R. Zeumer, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Studie über den Reichstitel. Weimar 1910.

¹⁴⁾ Vgl. W. Henze, Über den Brief Kaiser Ludwigs II. an den Kaiser Basilius I. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXXV (1910), S. 661 ff.

^{14a)} Aus einem Briefe des Königs Wenzel (abgesetzt 1400, † 1419) an den König von England angeführt von J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters I (19. und 20. Aufl., Freiburg i. Br. 1913), S. 524.

¹⁵⁾ R. Zeumer, Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Reichsverfassung im Mittelalter und Neuzeit (2. Aufl., Tübingen 1913), S. 105.

¹⁶⁾ C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums (3. Aufl., Tübingen 1911), S. 163.

¹⁷⁾ J. Bryce, Das heilige römische Reich S. 397.

¹⁸⁾ Vgl. auch F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter I, (5. Aufl., Stuttgart 1910), S. 17 ff.

¹⁹⁾ Vgl. H. Stutz, Kirchenrecht § 42 und 43: Enzyklopädie der Rechtswissenschaft, herausg. von Holtendorff-Köhler V (7. Aufl., Leipzig und Berlin 1914), S. 358 ff.

²⁰⁾ Vgl. zu diesem Gedanken P. Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins (a. u. d. L.: Aus Natur und Geschichte Nr. 511. Leipzig und Berlin 1916), S. 17, 26.

²¹⁾ Zu den Schlußgedanken vgl. die eindringlichen Darlegungen von A. Hettner. Die Ziele unserer Weltpolitik (a. u. d. L.: Der deutsche Krieg, herausg. von E. Jääh Nr. 64). Stuttgart und Berlin 1915.

Man vergleiche auch die Aufsätze über Imperialismus in den „Grenzboten“ der letzten Jahrgänge.

